



Die Schüler müssen etwas lernen.

Das Wunder der Schweizer Volksschule

< >

Die Schweiz hat das teuerste Bildungssystem der Welt. Die Lehrer halten die Qualität hoch und trotzen einer ausufernden Bürokratie.



Alain Pichard

ABO-ARTIKEL

Als eingeloggter Nicht-Abonnent haben Sie ein Guthaben von fünf kostenlosen Abo-Artikeln.

Dies ist der 1. von 5 Artikeln.

Danach empfehlen wir Ihnen, im [Abo-Shop](#) ein Abo zu lösen – es lohnt sich!

Sie sind bereits Abonnent? Verbinden Sie Ihr [Konto](#) mit Ihrer Kundennummer.

An meiner einstigen Schule pflegte unser Schulkommissionspräsident die Eltern jeweils bei seiner Begrüßungsrede zum neuen Schuljahr mit dem Satz zu entlassen: «Ihre Kinder kommen in eine gute Schule!»

Einmal fragte ich ihn beim Hinausgehen, woher er eigentlich wisse, dass wir eine gute Schule seien. Er schmunzelte, überlegte und sagte schliesslich: «Aus dem Gespräch mit den Leuten!»

«Und was verstehst du unter einer guten Schule?», fuhr ich weiter. Wie aus der Pistole geschossen antwortete dieser: «Na, wenn die Schüler hier etwas lernen.» Diese einfache Weisheit eines KMU-Mannes sollte man beherzigen, wenn es um die Frage geht, wie es generell um unsere Volksschule bestellt ist.

Zu Beginn einer Analyse über die Schweizer Schule gilt es allerdings festzuhalten: Die Schweizer Volksschule gibt es nicht. Trotz aller Zentralisierungsbemühungen und Top-down-Reformen ist unser Schulsystem immer noch föderal aufgebaut. Die Kantone haben die Schulhoheit, und die einzelnen Schulen sind in den jeweiligen Gemeinden eingebettet. Von vielen als Flickenteppich verspottet, ist diese Konstruktion die eigentliche Stärke unseres Bildungswesens. Sie ist ein Laboratorium, in dem man experimentiert, aus Fehlern lernt, und ein Lernort, der stark mit den Behörden, Eltern und Schülern verbunden bleibt. Da haben es Masterpläne zum Leidwesen der Bildungszentralen naturgemäss schwer. Dieser Bildungsföderalismus mag auch ein Grund dafür sein, dass unsere Schulen immer noch in einem recht guten Zustand sind.

Sie geniessen einen hohen Stellenwert in der Bevölkerung. Schweizweit besuchen nur sechs Prozent der Heranwachsenden eine Privatschule. Die Tendenz ist zwar steigend. Aber das ist kein hoher Marktanteil.

Absurde Länderrankings

Der Schweiz gelingt es immer noch, den Grossteil unserer fremdsprachigen Schülerinnen und Schüler in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Und dies obwohl sie im Verhältnis mehr Migranten aufgenommen hat als beispielsweise die USA. Im Vergleich zum Pisa-Wunderknaben Finnland mit einer Jugendarbeitslosigkeit von 19 Prozent bringt die Schweiz – je nach Berechnungsmodell – einen rekordtiefen Prozentsatz von 2,5 bis 5 Prozent hervor.

An den Berufsweltmeisterschaften halten sich unsere Lehrlinge – obwohl nicht mehr ganz so souverän wie in früheren Zeiten – immer noch in den Spitzenrängen, und in den internationalen TIMSS-Studien (Trends in International Mathematics and Science Study) lag die Schweiz bis vor kurzem im oberen Drittel. Das sind, im Grunde genommen, recht gute Indikatoren für ein solides Bildungssystem.

Folgt man der öffentlichen Debatte und den Medien, prasseln allerdings dramatische Untergangsfantasien auf uns ein. Wer die Schweizer Schulen besucht, könnte meinen, dass sie bewusst übersehen werden sollen. Oft werden negative Einzelfälle skandalisiert oder tolle Leistungen etwa bei Preisverleihungen gehypt. Die alltägliche profane Arbeit der Lehrkräfte liefert zu wenig Schlagzeilen.

2001 wurde der «Pisa-Schock» erfunden, der in unseren Medien flugs zur Bildungskatastrophe hochstilisiert wurde. Rundherum «hysterisierten» Journalisten, Politiker und Funktionäre den doch eher simplen Test als «das Armageddon der öffentlichen Bildung». Damit eines klar ist: Ich gehöre nicht zu den Pisa-Gegnern. Pisa liefert uns ausserordentlich interessante Ergebnisse zu einzelnen Teilbereichen unserer Schule. Pisa hatte aber nie den Anspruch, nationale Schulsysteme als Ganzes zu bewerten. Absurde Länderrankings ohne tiefgehende Analysen erfolgten durch die Medien und Bildungspolitiker, die zu einem beispiellosen Schul-Bashing ansetzten. Es war die Stunde einer neuen Allianz von Politik, Verwaltung und Wissenschaft, die sich zu den eigentlichen Playern unseres Bildungssystems entwickelten.

Nach und nach geriet die Schule in den Würgegriff dieser Technokraten.

Die Politik sorgte dafür, dass die Bildungsausgaben massiv erhöht wurden, von 16 Milliarden Franken (1990) auf rund 38 Milliarden Franken (2018). Dieses Geld floss nicht nur in die Praxis und die neugegründeten Fachhochschulen. Wie auch in anderen Gefilden unseres Staatssystems wurde ein massiver Ausbau des Überbaus vorangetrieben. Evaluatoren, Lehrplanentwickler, Berater, Bildungsforscher besetzten die Schaltstellen der Bildungszentralen. Sie begannen zielstrebig unser Schulsystem umzubauen. Lehrkräfte wanderten in Scharen in die neuen Berufsfelder, wirkten an Weiterbildungsinstituten, wurden Dozenten an der Pädagogischen Hochschule oder arbeiteten in den nun immer zahlreicheren Arbeitsgruppen und Lehrmittelkommissionen und Funktionärsstellen der Verbände. Schmiss der alte Gilgen als Zürcher Bildungsdirektor seinen Laden noch mit ein paar Dutzend Mitarbeitern, so arbeiten heute in der Zürcher Bildungsverwaltung an die 1800 Angestellte.

Frühfranzösisch und Frühenglisch

Die EDK (Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren) schlug 2004 mit einem Weissbuch vor, das Schulsystem auf die Pisa-Test-Formate umzustellen. Von da an entwickelte sich vieles zwangsläufig: Wer eine Vergleichbarkeit will, braucht Standards. Wer Standards hat, muss diese überprüfen und benötigt Tests, und wer diese Tests will, braucht zu erwerbende Kompetenzen. Nach und nach geriet die Schule in den Würgegriff dieser Technokraten. Allein in meinem Kanton Bern gab es in dieser Zeit zwanzig Schulreformen, von denen die Hälfte in ein regelrechtes Desaster mündeten.

Die Folge waren der Lehrplan 21, Kompetenzraster, neue Beurteilungsformen, Bewertung überfachlicher Kompetenzen, siebenseitige Beobachtungsfragebögen im Kindergarten, flächendeckende Tests in der Nordwestschweiz, Umbau des Hauswirtschaftsunterrichts, eine abenteuerliche Fremdsprachendidaktik, «Classroom Walkthrough»-Kontrollen der Schulleitungen, neue

Inklusionskonzepte und vieles mehr. Auch pädagogische Vorgaben wie Konstruktivismus, entdeckendes oder selbstbestimmtes Lernen begannen die Methodenfreiheit der Lehrkräfte einzuschränken.

Die Pisa-Tests wurden uns als Schritt in eine datenbasierte Forschung verkauft, welche gezielt die Schwächen und Stärken unseres Bildungssystems erkunden helfe. Das Zauberwort «Bildungsmonitoring» machte die Runde.

Wie es mit der Ernsthaftigkeit dieser Vorhaben bestellt ist, zeigt der Umgang mit dem Illettrismus, also der Schreib- und Leseunfähigkeit. Eine der wirklich fundierten Erkenntnisse von Pisa zeigte uns, dass das teuerste Schulsystem der Welt, unseres, es fertigbringt, dass ein Fünftel der Schüler nicht einmal die niedrigsten Standards beim Lesen erreichen, also praktisch als Illettristen aus der Schulpflicht entlassen werden. Ein ernstgemeintes Bildungsmonitoring – so müsste man annehmen – würde diese dramatische Entwicklung zu beheben versuchen. Stattdessen führte man Frühfranzösisch und Frühenglisch ein.

Dies zeigt uns, dass sich die Allianz von Politik, Verwaltung und Wissenschaft von den Erfordernissen der Schulen längst entkoppelt hat. Neben der Steuerung geht es schliesslich um Auftragsicherheit und Jobs. In den Lehrerzimmern des Landes zirkuliert der alte Sponti-Spruch: «Die probieren mal was. Wenn es nicht klappt, versuchen sie was Neues. Vielleicht klappt es dann ja auch nicht.»

Schliesslich gilt es, festzuhalten, dass unser Bildungssystem ein Mittelstandsprojekt ist. Die Nöte der Illettristen, weitestgehend Migrantenkinder und Kinder der unterprivilegierten Schichten, interessiert diese Mittelschicht nur in Sonntagspredigten. Das Frühenglisch wurde denn auch in Zürich in einer Volksabstimmung bestätigt. In links-grün regierten Städten werden zurzeit staatlich finanzierte Privatschulen – zweisprachige Schulen – in Mittelstandsquartieren eingeführt, was die Restschulproblematik in den Aussenquartieren erhöht.

Was haben uns all die Reformen der Allianz gebracht ausser einer ideologischen Phrasendrescherei und einer «verschwurbelten» Kompetenzrhetorik? Trotz gewaltiger Bildungsinvestitionen sinken die Leistungen unserer Schüler in den Pisa-Studien, die Fremdsprachendidaktik mit dem Lehrmittel «Passepartout» hat das Französisch an unseren Schulen mehr oder weniger «gekillt». Der Drang ans Gymnasium nimmt zu, die Berufsbildung, eine starke Säule unseres Bildungssystems, kommt unter Druck. Untaugliche, weil holistisch geprägte Integrationskonzepte bringen viele Schulklassen an ihre Belastungsgrenze. Ein eklatanter, in dieser Form noch nie dagewesener Lehrermangel untergräbt die Unterrichtsqualität. An meiner früheren Schule arbeiten derzeit zwei Lehrkräfte, die kein Wort Deutsch sprechen.

Verfalle ich jetzt selber dem von mir am Anfang dieses Textes gezeigten Alarmismus? Dass all die negativen Auswirkungen bisher nicht voll durchgeschlagen haben, ist den meisten der rund 90 000 an der Volksschule arbeitenden Lehrkräfte zu

verdanken. Sie halten wacker stand, unterlaufen die praxisfernen Lehrplanvorgaben und unausgeregten pädagogischen Konzepte und versuchen das umzusetzen, was der Kommissionspräsident einst meinte: Die Schüler müssen etwas lernen.

Wiedereinführung der Kleinklassen?

Und sie beginnen sich zu wehren. Zaghaft zwar, aber immer energischer. Sie treten kaum noch in die Lehrerverbände ein, welche diese unheilvolle Bildungspolitik stets unkritisch unterstützt haben, sie erkämpften sich in einigen Kantonen die Lehrmittelfreiheit, und ausgerechnet in Basel lancierte nun der behördenfreundlichste Lehrerverband der Schweiz eine Volksinitiative für die Wiedereinführung der Kleinklassen.

Letztlich sind es die verantwortliche Lehrerin beziehungsweise der verantwortliche Lehrer, die mit ihrer Person unterrichten und dabei überzeugen müssen. Das ist vielen Lehrkräften bewusst. «In einer demokratischen Gesellschaft muss die öffentliche Schule überzeugen, und zwar mit ihren Leistungen und so mit ihrer Qualität. Sie muss sich entwickeln, damit auch für die künftigen Generationen eine verlässliche Bildungsversorgung gegeben ist. Dafür stehen gute Schulen ein» (Professor Jürgen Oelkers).

Alain Pichard ist Lehrer und Gemeindepolitiker (GLP) in Biel.

42 Kommentare zu “Das Wunder der Schweizer Volksschule”

Carlo—Farouche

7. Februar 2022 um 22:39 Uhr

3 von 3

Selbstverständlich wird heute DaZ für fremdsprachige Kinder angeboten. von diesen Kindern -es ist erschreckend, dass rund 40 % einen Schweizer Pass haben - und es sind keine Tessiner oder Romands!

Wenn das 1x1 und die Sprache nicht beherrscht werden steht es schlecht um die Bildung, das kostbarste Gut unserer Gesellschaft.



Carlo—Farouche

7. Februar 2022 um 22:35 Uhr

2/3

Damals (1975) wurde meines Erachtens noch Leistungsgerechtigkeit gelebt, heute geht es meines Erachtens nur noch um Gerechtigkeitsgerechtigkeit (Ja das meine ich so). ich unterrichte heute seit 2016 - nach 2 Jahren PH und Uni Stumpfsinn - auf Deutsch und Französisch Wirtschaft und Gesellschaft. Es erschüttert mich, wenn beide Sprachgruppen weder im ersten noch im letzten Lehrjahr wissen, dass 1/3 - 0.333 und 33.33% ein & dasselbe sind. Im Dorf, wo ich wohne sind 78 % der SuS fremdsprachig



Carlo—Farouche

7. Februar 2022 um 22:29 Uhr

1 von 3

Meine beiden Eltern waren Migrantinnen, der Vater Kommunismus geschädigt und die Mutter Faschismus traumatisiert. ich kam mit knapp 7 Jahren aus den Franche Montagnes (JU) nach